

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Eine Frau wird in der Nähe von La Roque-sur-Pernes brutal ermordet aufgefunden – geht in der winterlichen Provence ein Mörder um?

Ex-Commissaire Albin Leclerc findet bald heraus, dass die Tote zum Clan der Banater gehört, die nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Fall des Eisernen Vorhangs massenhaft aus Rumänien nach La Roque eingewandert sind. Und eine Spur führt ihn zu einer Sekte, die nicht nur mit dem Leben ihrer Anhänger spielt, sondern mit dem Leben der Menschen in der gesamten Provence.

*Pierre Lagrange* ist das Pseudonym eines bekannten deutschen Autors, der bereits zahlreiche Krimis und Thriller veröffentlicht hat. In der Gegend von Avignon führte seine Mutter ein kleines Hotel auf einem alten Landgut, das berühmt für seine provenzalische Küche war. Die Bände der Erfolgsserie um den liebenswerten Commissaire Albin Leclerc und seinen Mops Tyson sind im FISCHER Verlag erschienen.

*Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Pierre Lagrange

EISKALTE  
PROVENCE

Ein neuer Fall für Albin Leclerc

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Oktober 2021

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Lektorat: Susanne Kiesow

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-00192-7

**Stéphanie war schon einmal** um ihr Leben gelaufen. Damals, vor vielen Jahren. Sie war ungefähr acht Jahre alt gewesen, so genau erinnerte sie sich nicht mehr.

Damals war sie vom Spielen bei ihrer Freundin Jeanne gekommen und durch das Dorf nach Hause gegangen. Das Haus ihrer Eltern befand sich außerhalb, etwa einen Kilometer weit entfernt, was nicht viel war. An diesem frühen Abend aber schon.

Es war bereits dunkel und eiskalt gewesen, ein Dezembertag wie dieser, und die engen, steilen Straßen von La Roque-sur-Pernes waren menschenleer gewesen. Nur der Mistral hatte durch die Gassen geweht. Eigentlich war es gar kein Problem, von Jeanne aus heimzugehen. Stéphanie hatte das bereits viele Male getan. Doch an jenem Tag war sie überzeugt gewesen, verfolgt zu werden.

Stéphanie wusste nicht, von wem. Sie war sich nicht einmal sicher, ob es eine menschliche Kreatur war, ein schreckliches Wesen aus einer anderen Welt, ein Mörder oder ein Kinderfänger wie der, vor dem ihre Eltern sie kürzlich gewarnt hatten und der in der Provence sein Unwesen trieb. Wenn jemand mit ihr reden wolle, den sie nicht kenne, dann solle sie schreien und fortlaufen, hatte ihre Mama gesagt. Ja, vielleicht war es dieser Kinderfänger, der unaussprechliche Dinge mit einem tat – Dinge,

die in der Phantasie des Mädchens nur unscharf und vage waren. Jedenfalls war sie mit einem Mal davon überzeugt, dass dieser Jemand oder dieses Etwas durch die Straßen des kleinen, alten Ortes, der sich wie ein Schwalbennest an die Felsen schmiegte, wandelte und sie gewittert hatte.

Da waren Geräusche gewesen, die vielleicht nur vom Wind oder von einer Katze stammten, doch schließlich überkam sie die Panik. Stéphanie war losgelaufen, schneller, immer schneller. Einige Male wäre sie beinahe auf dem vom Regen des Nachmittags glitschigen Kopfsteinpflaster ausgerutscht und hingefallen. Doch sie konnte sich jedes Mal wieder fangen und rannte weiter, spürte, wie sich Klauen nach ihr ausstreckten, heißer Atem in ihrem Nacken, ihren Namen wispernd.

Aber Stéphanie wollte nicht sterben. Sie wollte nicht, dass der Kinderfänger sie schnappte und Dinge mit ihr anstellte, ihre Finger abschnitt und aufaß, oder sie in einen Kerker sperrte, wo sie mit Ratten leben musste und nie wieder das Licht erblicken würde, oder ... oder noch viel Schlimmeres geschah.

Deswegen lief sie, lief um ihr Leben, und die wenigen Minuten, bis sie auf den Schotterweg zum rettenden Elternhaus einbog, kamen ihr wie eine Ewigkeit vor. Sie klingelte Sturm, presste den Rücken an die Haustür, damit sich bloß keine Hand auf ihre Schulter legen und sie fortreißen konnte. Sie hatte in die Dunkelheit gestarrt, aber nichts ausgemacht außer die Schemen von kahlen Bäumen, vom Weidezaun und die Lichter von La Roque.

Schließlich hatte Mama die Tür geöffnet, und Stéphanie war schnell hineingeschlüpft und hatte erklärt, dass alles in Ordnung und sie nur so außer Atem war, weil sie dringend

zur Toilette musste. Aus ihrem Kinderzimmerfenster hatte sie dann nach draußen geblickt, um sich zu versichern, dass der Kinderfänger nicht dort lauerte, um sie zu holen, wenn sie schlief. Und wie es aussah, war dort draußen nichts – entweder, er hatte aufgegeben, oder er war niemals da gewesen und alles nur Einbildung von Stéphanie, einer ihrer Tagträume, die manchmal sehr lebhaft sein konnten.

Doch dieses Mal war es schlimmer, dachte Stéphanie, während sie mit jedem Laufschrift die eiskalte Luft in ihre schmerzenden Lungen pumpte.

Weitaus schlimmer. Und real.

Dieses Mal ging es wirklich um ihr Leben. Denn dieses Mal war tatsächlich jemand hinter ihr her, der unaussprechliche Dinge mit ihr tun oder sie töten würde. Oder beides. Und Stéphanie wusste, wer dieser Mann war.

Sie lief entlang desselben Weges, auf dem sie vor zwanzig Jahren vor einem namenlosen Grauen geflohen war. Die Richtung war dieselbe, denn sie lebte nach wie vor in ihrem Elternhaus, allein. Ihre Eltern waren vor einigen Jahren gestorben.

Es herrschte Halbdunkel, und der kalte Regen prasselte auf ihr Gesicht, hatte die Schlaglöcher auf dem Weg gefüllt und ihre Daunenjacke samt der Jeans und den Boots durchnässt.

Das Haus war so nah – und doch so fern. Stéphanie wusste: Der Moment, in dem sie vor der Tür stoppen, die Schlüssel aus ihrer Hosentasche ziehen und ins Schloss stecken würde, wäre der, in dem der Mann sie zu fassen bekäme. Er war ihr dicht auf den Fersen, schloss mit jeder Sekunde dichter zu ihr auf. Ihre Bronchien schienen platzen zu wollen. Ihre Muskeln brannten. Sie trat in eine

Pfütze und versank bis über die Knöchel darin, strauchelte, hörte die schweren Schritte hinter sich und ihren Namen, mit schweren Atemstößen ausgekeucht.

»Stéphanie ... Stéphanie, warte, es hat doch keinen Sinn!«

Sie schrie auf, rannte dann umso schneller weiter und bog nach rechts ab in den Wald. Sie hoffte, dass sie ihn dort würde abschütteln können. Vielleicht gewann sie etwas Vorsprung, aber ... Aber sie musste ihn loswerden, sich verstecken oder Hilfe finden. Ihr Handy befand sich samt ihrer Geldbörse und der Dienstkleidung in der Umhängetasche, die ihr vorhin von der Schulter gerutscht war, als sie begriff, dass er sie verfolgte. Sie hatte die Tasche verloren und noch gesehen, wie er sie aufgehoben hatte, bevor er ihr hinterherzusprinten begann.

Er war ein Irrer. Ein komplett Verrückter. Das hatte sie immer schon geahnt, und jetzt wusste sie es, jetzt hatte sie den Beweis. Es gab keinen Zweifel mehr. Doch was nutzte das jetzt noch?

Stéphanie sprang über einen Graben, in dem es gurgelte. Das Regenwasser hatte ihn in einen strömenden Bachlauf verwandelt. Der Atem dröhnte in ihren Ohren, stach ihr in die Brust, ebenso wie die Zweige der kahlen Bäume ihr Gesicht peitschten und Dornen die Jacke an den Ärmeln aufrissen. Äste knackten unter ihren Sohlen. Sie sprang über vermooste Stämme – fort, nur fort von hier, in Sicherheit. Hinter ihr klang es, als breche ein großes Tier den Weg durch den Wald.

Ein Tier, das nach ihr rief.

»Stéphanie, warte doch! Wir müssen ... reden ...«

Aber sie wusste, dass er nicht reden wollte. Er wollte

mehr, viel mehr. Hätte er nur reden wollen, dann hätte er das vorher schon tun können, statt sich an ihre Fersen zu heften. Nach der Arbeit hatte er in der Seitenstraße auf sie gewartet, um sie abzufangen. Er war vollkommen durchgedreht, ein Psycho sondergleichen.

Im nächsten Moment versank Stéphanies rechter Stiefel im Morast. Sie wurde im vollen Lauf gebremst. Irgendetwas knackte in ihrem Knöchel. Ein höllischer Schmerz folgte, worauf ihr Körper nach vorne schlug und mit dem Gesicht voran auf dem Boden im nassen Laub aufkam. Der Aufschlag presste ihr fast alle Luft aus dem Brustkorb. Das letzte bisschen entwich, als ihr Verfolger sich mit den Knien voran auf Stéphanies Rücken zwischen die Schulterblätter fallen ließ.

Aus, dachte sie.

Jetzt war alles aus und vorbei.

Ende.

»Stéphanie«, hörte sie zwischen schweren Atemstößen dicht an ihrem Ohr und spürte, dass ihr Kopf an den Haaren nach hinten gerissen wurde, um ihren Hals zu entblößen. »Stéphanie«, grunzte die Stimme, »jetzt wird endlich alles gut.«

**Der Mann war von Liebe erfüllt.**

Trotz der Kälte war er komplett durchgeschwitzt, nachdem er den Körper schließlich ins Trockene gezerzt hatte. Das aus groben Bruchsteinen geschichtete Gewölbe ließ seinen Atem hallen. Die Ritzen zwischen den Steinen ließen kaum etwas von dem schier endlosen Regen durch. Hier drinnen war es trocken.

Der Mann warf Stéphanies Umhängetasche auf den Boden, zog das Smartphone aus der Tasche und schaltete die Taschenlampen-App ein. Er stellte das Gerät auf einen schmalen Sims, ließ sich dann auf den Boden plumpsen, um für einen Moment zu Atem zu gelangen, schloss die Augen und konzentrierte sich auf das Geräusch der prasselnden Tropfen vor dem Eingang.

Dann öffnete er wieder die Augen und betrachtete den vor sich ausgestreckten Körper. Endlich war er mit ihr ganz allein. Endlich konnte er mit ihr tun, was er schon immer mit ihr tun wollte. Endlich würde sie sein werden.

Der Mann wusste, dass es falsch war, aber auf der anderen Seite ... Keiner käme auf die Idee, hier an diesem Ort nach ihr zu suchen – falls überhaupt jemals jemand nach ihr suchen würde. Und reden, nun, reden konnte sie jetzt sowieso nicht mehr. Ihre geröteten und gleichzeitig matten Augen standen weit offen. Regentropfen und kleine

Erdkrümel hatten sich darin gesammelt. Ihre Lippen waren leicht geöffnet. Man könnte meinen, sie wollte jeden Moment etwas sagen oder andere Lippen dazu einladen, sie zu ...

Der Mann beugte sich nach vorn und zu Stéphanie herab. Er presste seinen Mund auf ihren, küsste sie leidenschaftlich und ignorierte den Geschmack nach Blut auf ihrer kalten Zunge. Er strich ihr die nassen Haare aus dem Gesicht und vom Hals, der an der Kehle von seinem Klammergriff dunkel verfärbt war. Sie war so schön. Er würde etwas finden, um diese Würgemale zu verdecken. Und wenn ihr Haar trocken war, dann würde er es kämmen und flechten.

Aber jetzt musste sie erst mal raus aus den nassen Sachen. Er musste sie ohnehin ausziehen, weil er im Etikett und in den Schuhen nach ihrer Größe schauen wollte, wenn er ihr neue, trockene Sachen besorgte.

Der Mann lächelte versonnen, verspürte einen Knoten im Hals und musste beinahe weinen vor Glück. Er betrachtete Stéphanie lange, strich ihr sanft und liebevoll über die bleiche Wange. Sie würde eine so schöne Braut werden.

So schön.

**Nicolas Aubery** führte die kleine Trekkinggruppe im Laufschrift entlang des Chemin de la Grange Neuve in Richtung der D57, die direkt nach La Roque-sur-Pernes führen würde. Von dort aus sollte es eigentlich weiter nach Le Beaucet gehen, aber mal sehen, dachte Aubery, denn das Wetter hatte sich schlagartig verschlechtert. Wenigstens bestand die Handvoll Wanderer aus Profis, die die stillen Tage vor Weihnachten in der Provence verbringen wollten, welche im Winter ihren ganz besonderen Charme hatte – falls die Sonne schien. Ein niederländisches Pärchen war dabei, drei Deutsche, alle etwas älteren Semesters und mit vernünftiger Kleidung und vernünftigem Schuhwerk ausgestattet.

Am Mont Ventoux waren sie bereits gewesen. Auch im Luberon hatten alle ziemlich gut durchgehalten. Deswegen zweifelte Aubery, der die Kapuze seiner knallroten Outdoorjacke nun fester zog, nicht daran, dass ein ordentlicher Guss keinen von ihnen zur Verzweiflung treiben würde. Allerdings wollte auch niemand gern bis auf die Knochen nass werden, wenn er noch ein paar Kilometer vor sich hatte. Und Aubery hatte beim Frühstück schon davor gewarnt, dass das Wetter umschlagen würde – doch keiner hatte zurückgezuckt. Zur Not müssten sie sich eben irgendwo unterstellen.

Das Wetter, dachte Aubery, würde jedenfalls noch schlechter werden, wie ihm ein Blick zum dunkelgrauen Himmel verriet. Es regnete bereits fette Tropfen aus dicken Wolken, die der Wind vom Mittelmeer ins Inland schob. Dazwischen traten jetzt Graupelschauer auf, die sich nach Auberys Einschätzung bald in Hagel verwandeln würden. Der Wetterdienst hatte davor gewarnt und gesagt, dass es kurz vor Weihnachten in den Lagen über achthundert Meter sogar zu Schneefällen kommen könnte und vielleicht einige Tage so bleiben würde.

Na, schönen Dank auch. Das waren keine guten Ausichten für Auberys Gruppe, mochten alle auch noch so hartgesotten sein. Schließlich würde er sie noch drei Tage durch die Provence führen müssen.

Andererseits konnten sie auch keinen Mistral gebrauchen, selbst wenn der Wind die Wolken wieder zurück aufs Mittelmeer pusten und den Himmel freifegen würde. Denn das ging häufig mit Orkanböen einher, die im Dezember ziemlich kalt sein konnten. Wenn ein Hoch über dem Ostatlantik und ein Tief über Norditalien aufeinandertrafen, entstand der Mistral und drängte als Fallwind aus dem Norden in das Rhonetal hinein und an der Küste wieder hinaus. Eingepfercht durch die Alpen im Osten und das Zentralmassiv im Westen, erhielt der Mistral einen Düseneffekt. Meist blieb er nur ein paar Tage, aber im vorletzten Winter hatte der Mistral um die Jahreswende herum fast vierzehn Tage lang geweht, zum Teil mit einhundertzwanzig Stundenkilometern, und in Orange hatten sie Rekordwerte gemessen. Das brauchte in diesem Winter wirklich niemand.

Hagel aber auch nicht, dachte Aubery, der hinter sich

ein »Oooh!« von einem der Touristen hörte, als die ersten Körner auf den glitschigen Asphalt trafen und wie Geschosse das Wasser in den Schlaglochpfützen auf dem Chemin de la Grange Neuve aufpeitschten. Besser, sie stellten sich irgendwo unter, dachte Aubery, denn der Hagel tat richtig weh, wenn er auf den Körper traf. Die Körner waren deutlich größer als Erbsen. Er hatte auch schon eine Idee für einen Unterschlupf.

»Hier lang«, rief er und deutete nach rechts.

Die Gruppe folgte ihm auf eine Wiese unter kahlen Bäumen, kurz bevor der Chemin auf die Landstraße traf. Dort befanden sich zwei aus Natursteinen aufgeschichtete Hütten vom Format einer kleinen Scheune, von denen eine zum Teil eingestürzt war. Die *Bories* genannten Steinhütten hatten früher Bauern oder Hirten Unterschlupf geboten. Sie sollten für Wanderer perfekt sein. In der Provence gab es einige davon, bei Gordes sogar ein ganzes Dorf. Manche sahen wie Bienenkörbe aus, andere, wie die Bories bei La Roque, waren eher Langbauten. Einige stammten aus dem Mittelalter, teilweise gab es sehr viel ältere, andere waren neuer. Es waren reine Zweckbauten gewesen: Auf den Feldern hatten die Bauern Steine gesammelt, um mehr Fläche für die Bebauung von neuem Land zu gewinnen. Diese Steine schichteten sie entweder zu Mauern auf – oder eben zu Schutzhütten wie den Bories, in denen man auch Werkzeug lagern oder Vieh unterbringen konnte.

In der Provence waren die Bories eine Touristenattraktion und ein Ausflugsziel geworden, zumindest während der Hauptsaison im Sommer und im Frühjahr.

Jetzt lief die Trekkinggruppe über die Wiese. Die schweren Schritte schmatzten im nassen Rasen. Sie steuerten auf

die erste Steinhütte zu. Sie war eingestürzt wie ein Vulkankegel und würde keinen Schutz vor dem Unwetter bieten. Die zweite wäre besser, dachte Aubery. Er fand den Eingang und duckte sich hindurch ins Innere. Die fünf Touristen folgten ihm nach. Sie keuchten, atmeten schwer, als sie die Hütte betraten. Aubery allerdings verschlug es sofort den Atem. Es roch, als sei hier drinnen ein Tier verendet.

»So ein Glück«, sagte einer der Deutschen und fuhr sich durchs Gesicht, um den Regen abzuwischen. Ein anderer schaltete an seinem Handy die Taschenlampen-App ein, um das Dunkel zu erhellen.

»Na, hoffentlich wird es bald besser«, sorgte sich eine ältere Dame. »Was ist denn das für ein Gestank?«

»Sonst müssen wir ein Taxi rufen lassen«, sagte ihr Mann und zog die Kapuze ab. »Mein Gott, wonach riecht es denn hier?«

Aubery schwieg. Er stand wie versteinert und hielt immer noch die Luft an. Er starrte in die hintere Ecke der Hütte, die Augen weit aufgerissen, unfähig, sich abzuwenden von dem, was er dort sah. Aber schließlich drehte er sich um, hielt sich den Mund mit beiden Händen zu und drängte sich durch die Gruppe seiner Kunden zum Ausgang, um sich im hohen Bogen zu übergeben.